

(Nachdruck verboten.)

11) Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Die Lieutenants Erdmann und von Garder hatten es sich mit einigen jungen Damen an einem der kleinen Tische gemütlich gemacht, und Doras Blicke und Gedanken kreisten beständig sehnsüchtig um diesen Platz. Lieutenant Erdmanns Lachen schallte melodisch klangvoll zu ihr, die so tief wie nur möglich im Schatten saß, herüber.

Da war ein junges Mädchen, das ganz unmotiviert auf den Einfall kam, ernsthaft zu reden. — vielleicht, um originell zu scheinen, — und dies erregte des Lieutenants Heiterkeit.

„Dann wollen wir Sie selbst zum Gegenstand unsrer Unterhaltung erwählen, gnädiges Fräulein, denn Sie sind das Ernsteste, was ich heute abend sehe,“ sagte er mit feinem Spott.

„Selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben,“ citierte Lieutenant von Garder. „Und ich glaube, — ohne es gerade zu sehen, — daß Fräulein Nyrenius nur ein Minimum vom Ernst des Lebens repräsentiert.“

„So, Sie glauben also von mir, daß ich den ganzen Tag lache?“ fragte Fräulein Nyrenius indigniert.

„O nein, aber ich glaube auch nicht gerade, daß Sie weinen.“

„Sie sind ein geborener Diplomat, Herr Lieutenant,“ sagte ein blutjunges Mädchen mit der sicheren Ueberlegenheit einer Weltkame.

„Vielleicht, daß ich mich in meiner Bestimmung getäuscht habe, das kommt ja oft vor.“

„Zumal, wenn man so vielseitig ist, wie Sie,“ fiel die dritte der Damen mit malitösem Lächeln ein. Sie war wohl eigentlich nicht mehr jung, wenn man das bleiche, feine Antlitz mit den matten, ausgebrannten Augen näher betrachtete.

„Was nützt es, unsre Pfeile an Ihnen zu schärfen, das vermag nicht einmal Amor, viel weniger denn ein armer Sterblicher!“ scherzte der Lieutenant.

Dora lauschte halb verwundert, halb enttäuscht. War es nichts andres, wovon sie sprach, nichts Vernünftigeres? Dann begriff sie nicht, wie sie sich so gut amüsieren konnten. Das war ja fast eben solches „Geplapper“ wie zwischen Sven und Laura.

Endlich ging es ans Abschiednehmen und Anlegen der Ueberkleider, — und dann war man wieder auf der Straße.

„Gott sei Dank, daß wir soweit sind!“ atmete Sven erleichtert auf, als er, die Hände in der Tasche, neben Dora herschritt. „Nun ist die Qualerei doch zu Ende. Sahst Du, wie ich Tante Beate weglief?“ fuhr er fort, „die Alte konnte mich nicht wiederfinden. Das einzige Vernünftige am ganzen Abend war das Essen. Famoses Zungenragout, nicht wahr, Mutter?“ wandte er sich um.

„Ja, ich glaube.“

„Und dann der gebratene Hecht! Der war ganz ohne Gräten, Mutter.“

„Das weiß ich wohl, aber es geht viel dabei verloren, außer der Zeit, die man zum Abmachen braucht.“

Sven fühlte sich besiegt. Jetzt waren sie außerdem zu Hause angelangt, und Sven hatte den Haus Schlüssel; mit einem Ruck, den er sich eigens für dies etwas widerspenstige Schloß eingeübt hatte, öffnete er die Thür.

VII.

Frau Luise stützte sich schwer auf den Arm ihres Gatten und blickte durch Thränen zu dem in ihren Augen gigantischen Fahrzeug hinüber, das sich langsam von der Brücke löste, um sich nach Gotenburg zu begeben.

„Glaubst Du, daß wir unsren Jungen je wiedersehen werden?“ sagte sie, und winkte nach dem Leile des Decks hinüber, an dem sie Sven noch immer den Hut schwenken sah.

Der Doktor schluckte und schluckte etwas Dickes und Trübes hinunter, das, wenn er sich nicht zu beherrschen gesucht hätte, sich in einem aus tiefster Seele kommenden Schluchzen Luft gemacht hätte.

„Ich weiß es nicht!“ sagte er hoffnungslos.

„Mir ist zu Mute, als wäre ich zu seiner Beerdigung.“

Mein armer Sven! Wie wird es ihm da draußen gehen, wo er keine Menschenseele hat, die sich um ihn kümmert.“

„Das ist ihm vielleicht ganz gut, Mutter!“ fiel Marie Luise schmeichelnd ein. „Du sollst sehen, er bekommt bald eine Stelle, und wenn ihn das Leben jetzt auch etwas hart anfaßt, so wird das seinen Charakter stählen.“

„Ja, Mutter, Du mußt Dich nicht so darüber quälen!“ sagte Nils ruhig. „Ich bereue fast, daß ich nicht mitgegangen bin!“ setzte er heftiger hinzu.

Marie Luises Hand presste sich fester um seinen Arm. „Du?“

Sie zog ihn einige Schritte von den andren fort.

„Ja, hier in der Heimat kommt man ja zu nichts. Ich habe nicht einen Pfennig Gehaltserhöhung bekommen und kann noch lange darauf warten.“

„Aber Du suchst ja nach einer andren Stelle, Nils.“

„Suchst, ja, suchst. — damit kann man ein ganzes Leben hinbringen,“ erwiderte er gereizt.

„Wir haben uns ja gelobt, geduldig zu warten,“ sagte sie ergeben, doch über das müde, bleiche Antlitz zog ein dunkler Schatten, ein Spiegel all des inneren Kummers, den sie so mutig und ergebungsvoll trug. Nils hatte sich verändert in dem Jahre, das sie verlobt waren; sein freundliches, stilles Wesen war launenhaft und verdrießlich geworden. Doch wie sehr auch Marie Luise darunter leiden mochte, zeigte sie sich niemals gekränkt oder unzugänglich bei seinen wiederholten Klagen darüber, daß er so arm sei.

„Ja, das läßt sich erst leicht sagen; aber wenn man nachher immer und ewig zu hören bekommt, daß . . .“ er brach kurz ab.

„Was bekommst Du zu hören, Nils?“

„Ach, das ist ja gleich.“

„Mir nicht.“

Sie ließ seinen Arm nicht los, und obgleich sie mitten auf der Straße waren, lehnte sie den Kopf an seine Schulter. Es war ihr niemals in den Sinn gekommen, daß er ihrer Zärtlichkeiten, ihres weiblichen Strebens, ihn stets ganz allein besitzen zu wollen, überdrüssig werden könne.

„Liebe, kleine Marie Luise, ich sage Dir ja, daß es nichts ist,“ sagte er verlegen, über seine eignen Worte stolpernd.

Ihre sanften blauen Augen füllten sich sogleich mit Thränen:

„Du hast kein Vertrauen zu mir, Nils,“ flugte sie leise.

„Doch habe ich das, aber, mein Gott, dies ist denn doch nichts, um sich darüber aufzuregen. Wenn Du es denn durchaus wissen willst: es reizt mich, daß die Schwestern darüber spotten, daß ich des Abends so spät nach Hause komme und sich über den Bräutigam lustig machen, der immer den Kopf hängen läßt; das lasse ich mir natürlich nicht gefallen.“

Sie sah ihn traurig an.

„Mein armer Nils,“ sagte sie zärtlich, „Du darfst den Schwestern darum nicht zürnen, sie meinen es nicht so böse. Wir können ja versuchen, einen Abend etwas früher zu kommen.“

„Ja, in dieser Woche habe ich etwas Extra-Arbeit, da wird es wohl schwer halten, daß ich mich früher losmachen kann. Wenn wir verzichteten . . .“

Fast angstvoll unterbrach sie ihn:

„Nein, das kann ich nicht, Nils. Mir kommt der Tag unerträglich vor, wenn ich Dich nicht sehen und sprechen soll. Ich habe Dich ja so grenzenlos lieb, aber wenn ich Dich nur ein kleines Stündchen für mich habe, will ich zufrieden sein. Eine halbe Stunde wenigstens hast Du doch wohl Zeit?“

„Ja, ich will es versuchen.“

Er antwortete etwas zögernd. Dieser blaffen, romantischen Liebeszenen war er wirklich satt geworden; er hatte Fleisch und Blut fürs Leben einzusetzen und eignete sich nicht für Dämmerungserotik im weiteren Sinne. Ein einfaches, behagliches Heim und eine kleine, freundliche Frau war alles, was er begehrte. Natürlich hatten sie, wie alle Verliebten, ihre Rosenamen, und wenn sie keinen andren Gesprächsstoff hatten, konnte es vorkommen, daß Marie Luise eir sinnloses: „Nini!“ murmelte.

Er antwortete dann:

„Ja, Kleinschen!“

Und sie wieder:

„Nini!“

Wenn Dora sie wieder und wieder unter Küssen diese selbst erfundenen Schmeichelnamen hersagen hörte, warf sie verächtlich die Lippen auf, schüttelte den dunklen Pöps und murmelte halb laut: „Idiotisch! Ist das Liebe, dann —“

Jetzt schritt sie still und nachdenklich neben Günther her. Die eingeschlossene Nahrung hatte ihren frischen Lebensmut herunter gedrückt, und sie hatte seit langem eingesehen, daß sie zur Dichterin nicht taugte.

„Es müßte keinen Frühling geben!“ sagte sie düster zu Günther.

„Warum nicht?“

„Weil dann alles so häßlich und verblichen und staubig aussieht bei unsereins, und dann sehnt man sich nach etwas Neuem, nach einem Lebensinhalt. Wenn ich höre, welch herrliches Leben Ebba Gadde führt, — übrigens ist es sehr nett von ihr, daß sie noch an mich schreibt, — werde ich ganz eifersüchtig. Ich weiß nicht, was ich darum thun möchte, um geehrt und gefeiert zu werden.“

„Du bist eine kleine Närrin!“ sagte Günther ernst. „Es ist schade, daß Du keinen guten Comptoirplatz finden kannst, das gebe ich zu, falls Dir darum zu thun ist.“

„Aber das meine ich ja gar nicht. Ich will reich und unabhängig werden,“ rief Dora mit blühenden Augen aus. „Ich kann es nicht lernen, Gefallen daran zu finden, daß ich tagaus, tagein wie eine Maschine arbeiten soll.“

„Rede doch nicht so,“ sagte Günther verweisend, aber ungewöhnlich weich.

Dora schwieg und fühlte sich hilflos, unverstanden. Das heiße Blut wallte wie ein mit Gewalt zurückgehaltener Strom in ihr, und sie beneidete alle ruhigen, phlegmatischen Alltagsmenschen, alle verständigen Arbeitsbienen, die das Leben nahmen, wie es war. Sie war so voll und fest davon überzeugt, daß niemand so glühend wünschen und begehren konnte wie sie; sie kamen ihr alle so klug und zurechtweisend vor, sahen alle so kopfschüttelnd und still zu ihr hinüber. —

Als Frau Lejer diesen Abend ihr Tagewerk hinter sich hatte, blieb sie ganz gegen ihre Gewohnheit eine Stunde länger auf als die andren. Sie hatte einen der lehrlosen Stühle ans Fenster geschoben, von welchem sie vordem nach Ebnen auszuschaun pflegte. Heute Abend würde er nicht mit unsicheren, schwankenden Schritten die Straße entlang kommen, mit der Sorge war es aus, dafür war aber eine andre an ihre Stelle getreten: die Furcht, ihn gänzlich zu verlieren.

Es erschien ihr alles so öde, so leer. Daß sie nicht mehr sein Bett zu machen brauchte, ihn nicht mit in ihren häuslichen Pflichtenkreis einzuschließen brauchte; das schlimmste aber blieb doch, ihn so weit, so viele Meilen weit von sich zu wissen. Armer Ebnen, wie möchte es ihm jetzt gehen?

Der Wind pfiß scharf und wild durch die menschenleere Straß hin, er riß Papierseken, Stroh und Stöcke in rasender Fahrt mit sich fort. Frau Lejer folgte mit thränenreicherem Blicke dieser wilden Jagd. Wie möchte der Sturm jetzt auf der See toben? Ebnen hatte hoffentlich das wollene Galstuch umgebunden, er wurde so leicht heiser.

Drei Wochen später traf der erste Brief von Ebnen ein, und die ganze Familie versammelte sich, um ihn zu lesen. Er schrieb froh und zufriedener, schien sich schnell in die neuen Verhältnisse eingelebt zu haben und hoffte, daß alles gut gehen würde. Niemand außer Frau Luise las zwischen den Zeilen die mannhaft unterdrückten Gefühle von Heimweh und Verlassenheit, und sie seufzte tief.

„Das, meine ich, klingt gut,“ sagte der Doktor.

„Lieber Gustav,“ sagte Frau Luise vorwurfsvoll.

„Na, er hat doch gleich eine gute Stelle bekommen und schreibt, daß er angenehme Wirtsleute hat, das ist doch alles, was man fürs erste wünschen kann.“

Frau Luise entgegnete diesmal nichts. Gustav hatte sich nie recht auf Ebnen verstanden, meinte sie und ging eiligen Schrittes, den Brief in der Tasche, in die Küche hinaus. Sie mußte ihn natürlich noch ein paarmal für sich lesen.

Die Beantwortung wurde Frau Luise etwas schwer, denn sie hatte lange keine Korrespondenz mehr geführt. Eines Vormittags, als ihr Mann nach der Bibliothek war, setzte sie sich an dessen Schreibtisch und stimperte mühsam vier Briefbogen fertig an ihren Ebnen zusammen. Die Gedanken formten sich leichter und schneller als die Worte, deshalb nahmen sich die letzteren zuweilen etwas unbeholfen auf dem Papier aus; doch, was den ganzen Brief wie ein echter roter Faden durchzog, war die Mutterliebe.

Sie war gerade mit ihrer ungewohnten Beschäftigung fertig, als die Korridorglöde gezogen wurde. Dora lief hinaus, um zu öffnen. Gleich darauf blickte sie durch die Thür zur Mutter hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i h .

Zwei große elementare Materien, das Wasser und die Luft, umgeben den festen Körper unserer Erde. Es sind bewegliche Materien, ihre Bestandteile befinden sich nie in einem völligen Gleichgewicht, sie werden hauptsächlich durch die Verschiedenheit ihrer Schwere und durch die Einwirkung der Erdrotation ständig gegen einander verschoben, und so entstehen große Strömungen. Im Wasser, im Meere sind diese Strömungen leicht zu beobachten; sie sind schon längst bekannt, wenn sich auch die Ursachen der großen regelmäßigen Bewegungen erst der neuesten Forschung nach und nach enthüllen. Bei der Luft ist die Feststellung regelmäßiger Bewegungen nicht so leicht. Auf den ersten Blick möchte man sogar annehmen, daß die Strömungen vollständig regellos verlaufen. Heut bläst der Wind von Nord, morgen von Süden her, an einem andern Tage aus dem Westen, dann wieder einmal aus dem Osten. Gewiß sind die Bewegungen der Luft in Folge der Leichtigkeit und der schnellwechselnden Wärme ihrer Bestandteile sehr jäh und sprunghaft, allein gewisse Regelmäßigkeiten lassen sich auch hier konstatieren. Zu beiden Seiten des Aequators stellen die Passatwinde eine sehr regelmäßig verlaufende Luftbewegung dar. Auch unsre Hauptwindrichtungen, die südwestliche und nordöstliche, sind nach allgemeiner Auffassung bedingt durch zwei große Strömungen, nämlich vom Pol zum Aequator und umgekehrt. Durch die Achsendrehung der Erde wird jedoch der kalte Polarstrom von seiner reinen Nord-Südrichtung nach Osten und der warme Aequatorialstrom nach Westen abgelenkt. In den Passaten erreicht die Polarströmung die Aequatorialgegenden, während in den Antipassaten, die in höheren Luftschichten über den Passaten, aber in entgegengesetzter Richtung wehen, die Aequatorialströmung mit ihren warmen, und daher leichten, hochsteigenden Luftmassen zum Ausdruck kommt.

Die Anschauung von einem solchen Austausch der Luftmassen zwischen Pol und Aequator wird nun neuerdings von einer ersten Autorität auf dem Gebiete der Wolkenforschung, von H. Hildebrandt Hildebrandtsen in seinem „Bericht über die internationale Wolkenforschung“ (Upsala 1903) bekämpft. Man stellte sich vor, daß von dem Aequator die heiße leichte Luft in die Höhe steigt und hoch oben bis zu den Polen hinfliehe. Andererseits solle die kalte schwere Polarluft am Boden hin nach dem Aequator strömen, und wenn sie schon in den höheren Breiten in ihrer Richtung einen weniger regelmäßigen Verlauf zeige, so könne man sie doch in den kühlen Passatwinden deutlich erkennen. Hildebrandtsen hat nun aber nachgewiesen, daß in der gemäßigten Zone die oberen Luftschichten nach Süden strömen, also gerade umgekehrt, als wie sie nach früherer Annahme fließen müßten. Auch die Strömung des Antipassat zeigt sich nicht polwärts fort, sondern wird schon an der äußersten Grenze des Passat zu einem reinen Westwind, um dann herabzusinken und den Passat zu verstärken. Die vertikale Bewegung des Aequatorialstromes nach den Polen ist daher zu streichen. Ueberhaupt will Hildebrandtsen nichts von einer solchen direkten Bewegung zwischen Polen und Aequator wissen, der Begriff der Polar- und Aequatorialströme müsse von jetzt an aus der Meteorologie verschwinden. Die heiße Luft vom Aequator strömt mit dem Antipassat nicht über die Nordgrenze des Passat hinaus. Auch vom Pol strömen die Luftmassen nicht nach dem Aequator. Vielmehr bildet die Luftbewegung in den nördlicheren Zonen einen großen Wirbel, der von West nach Ost dreht und dessen Centrum in den Polarregionen liegt. Die unteren Luftschichten in diesem Wirbel nähern sich dem Centrum, während die oberen sich von ihm zu entfernen, also mehr südlich zu fliehen streben. Die Wirbelbewegung entspricht demnach den Verhältnissen, wie wir sie bei allen Cyclonen beobachten.

Die Folgerungen Hildebrandtsens beruhen auf den Beobachtungen von Wolken in großer Höhe, Beobachtungen, die auf langjährigen Aufzeichnungen an den verschiedensten Stationen der Erde basieren, und die von dem Forscher verarbeitet worden sind. Die beobachteten Strömungen sind natürlich aber nur an einigen Stationen konstant. In der Regel wechseln sie ja sehr häufig, mitunter täglich. Allein meist lassen sie doch innerhalb eines Jahres oder eines langjährigen Zeitraums ein deutliches Vorherrschen einer bestimmt gerichteten Strömung erkennen. Und diese muß dann den Ausschlag geben, wenn wir die großen Luftbewegungen der Erde und ihre Ursachen kennen lernen wollen.

Ebnen wir die Vorstellung von einem direkten Austausch der Polar- und der Aequatorialluft auf, so müssen wir uns auch die meteorologischen Erscheinungen, die wir mit ihnen in Verbindung beobachten, anders erklären. Wenn bei uns ein westlicher, namentlich südwestlicher Wind weht, so hielt man diesen für den Aequatorialstrom, der warme, leichte Luft enthalte, und weil mit Feuchtigkeit gesättigt, Regen bringe. Dagegen sollte der östliche Wind deshalb kaltes, kaltes Wetter bringen, weil er die kalte, trockene, schwere Luft

der Polarländer zu uns führe. Allein die Sache ist einfach die, daß unsre Westwinde vom Meere, die Ostwinde von dem kalten trodenen Festlande her zu uns kommen. Das erklärt ganz allein vollständig, warum die Ostwinde kales, kaltes, die Westwinde regnerisches, mildes Wetter bringen. Würde es einen bis in unsre Breiten vordringenden Äquatorialstrom geben, so wäre auch nicht einzusehen, warum dieser seine Feuchtigkeit gerade in Westdeutschland abgäbe und nicht bis Ostdeutschland aufbewahrte. Denn nach den Zusammenstellungen G. Hellmanns, dessen „Regenarte von Norddeutschland“ (Berlin 1903, Dietrich Reimer) jetzt vollständig vorliegt, hat Westdeutschland eine weit größere jährliche Niederschlagshöhe als Ostdeutschland. Die Niederschlagsmenge nimmt von Westen nach Osten immer mehr ab. Die Anschauungen Hildebrandsens lassen jedenfalls das Wetter eines Ortes wieder mehr von Einflüssen der näheren Umgebung abhängen, obwohl wir natürlich von der Möglichkeit, vorherzusagen, wann östlicher und wann westlicher Wind eintritt, noch so weit entfernt sind wie vorher. Nach Hellmanns Regenarte haben übrigens die Gegenden direkt am Meere etwas weniger Niederschläge als die mehr landeinwärts gelegenen Landstriche. Das kommt jedoch daher, daß die Küstenstriche nicht so viel Gewitterregen bekommen wie das Binnenland, das sich im Sommer viel stärker erhitzt und dadurch leicht zur Entstehung elektrischer Entladungen Veranlassung giebt.

Bemerkenswert ist nach Hellmanns Regenarte auch die Thatsache, daß sich hinter Gebirgen wie kleineren Höhenrücken ein sogenannter Regenschatten einstellt. In dessen Gebiet sind die Niederschläge sehr gering, weil die Luft ihren Feuchtigkeitsgehalt bereits an den Höhen abgibt, die dem Westwind des Regenschattens westlich vorgelagert sind. Die Höhen sind kalt; gelangt eine Regenwolke an sie heran, so kondensieren sich die Wasserdampfbläschen und fallen als Regen herab. Allein es ist doch sehr merkwürdig, daß selbst so kleine Höhenrücken wie die Dünebürger Heide oder die Märkische Schweiz den Regen abfangen, so daß östlich von ihnen Regenschattengebiete liegen. Daß diese kleinen Höhenrücken kühler als die Umgebung seien, ist kaum anzunehmen. Man kann hier eher an elektrische Einflüsse denken, wie sie uns die Ionentheorie lehren gelehrt hat. Ueber isoliert hervorragenden Punkten der Erdoberfläche ist die Zahl der Elektronen in der Luft viel größer als anderwärts. Nun benutzt aber der Wasserdampf der Luft die Elektronen, diese kleinen elektrischen Atome, als Kondensationskerne, an denen er sich niederschlägt. Möglich ist es daher, daß gerade an solchen emporgelagerten Stellen der Niederschlag reichlicher ist, als in dem Gebiete, das in der Nähe liegt. Das wäre ein neues Beispiel für die große Wichtigkeit der Luftpolektricität für die meteorologischen Verhältnisse.

Es sind mitunter recht kleine Lageunterschiede, die zwei benachbarten Ortschaften ganz verschiedenes Klima geben. Ein Dorf in der Südschweiz, das an der nördlichen Wand eines Thales liegt, kann ein italienisches Klima haben, während ein andres, das wenige Kilometer davon an der südlichen Wand liegt, ein rauhes und nord-europäisches Klima besitzen wird. Interessant ist auch der klimatische Einfluß, den ein See ausübt. Darüber hat neuerdings Alexander Woelfel in einer Abhandlung „Problem des Wärmehaushaltes des Erdballs“ („Meteorolog. Zeitschrift“ Bd. XX) gesprochen. Die tropischen Seen, deren Wasser sich auch in der Nacht nie unter 4 Grad Wärme abkühlt, üben einen abkühlenden Einfluß aus, die polaren, deren Wassertemperatur nie über 4 Grad Wärme steigt, sind stets wärmer als das Land und die Luft der Umgebung. Bei uns ertwärmt sich an den Seen die Oberfläche im Sommer über 4 Grad, im Winter kühlt sie sich unter 4 Grad ab. Unsre Seen stehen also in ihren Temperaturverhältnissen in der Mitte, sie kühlen im Sommer und wärmen im Winter. Im Sommer fällt bei ihnen die Temperatur nach der Tiefe zu, wie dies auch bei den tropischen Seen allezeit der Fall ist, im Winter dagegen nimmt die Wärme nach der Tiefe hin zu, die Schichtung der Wärme ist, wie man sagt, verkehrt, ebenso wie bei den polaren Seen. Bei den letzteren nimmt das Wasser auch im Sommer die Wärme der Luft und der Ufer auf, auch durch den Regen und die Zuflüsse wird den Seen in den Polarländern Wärme zugeführt. Dagegen wird in den Tropen den Seen durch die größere Ausstrahlung des warmen Oberflächenwassers, durch die verhältnismäßig kalten Regengüsse, zuweilen auch durch das frische Wasser der Zuflüsse, Wärme entzogen. Bei unsren Seen machen sich die Einflüsse ebenfalls geltend, nur ähneln bei uns die Seen im Winter dem polaren, im Sommer dem tropischen Typus. Seen haben also bei uns einen geringeren Wärmehaushalt als das feste Land oder die Luft, sie machen daher die Temperatur, das Klima gleichmäßiger. Schon der Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur ist nicht so groß. Denn das Wasser hat die Fähigkeit, die Wärme tief in sich aufzunehmen. Der Erdboden dagegen erhitzt sich wohl sehr stark an der Oberfläche, aber die Wärme dringt infolge des schlechten Leitungsvermögens nicht in die Tiefe des Bodens ein. Die an der Oberfläche befindliche Wärme strahlt, zumal in klaren Nächten, sehr schnell in den Weltraum, und dann ist der Boden sehr kalt. Das Wasser dagegen hat sehr viel Wärme in sich gespeichert, es verliert diese nur langsam, bleibt also in der Nacht viel wärmer, als das Land. Noch mehr kommen diese Eigenschaften des Wassers beim Meere zur Geltung. Der Ocean kann am Tage und im Sommer gewaltige Wärmemengen in sich aufspeichern, er ist daher bei Nacht und im Winter viel wärmer als das Festland. Daran liegt es auch, daß Westdeutschland unter gleicher Breite viel milder ist als Ostdeutschland. Wohl ist in der Regel die geographische Breite ausschlaggebend für das Klima eines Ortes, — ein Landstrich in unsrer Zone wird sich nie für die Kultur der Kokospalme

eignen —, aber die örtlichen Verhältnisse können doch unter Umständen den entscheidenden Einfluß bekommen. Oben auf dem Brocken, auf der Schneefoppe, jedoch auch nur auf den Hochgebirgen der Tropen herrscht das Klima der Polarländer. —

Kleines feuilleton.

Ik. Pilze. Noch will es nicht Winter werden und warme Regen zaubern immer neue Schwärme von Pilzen aus dem Waldboden hervor. In den Kiefernäuhungen stehen oft zu Dutzenden die Fliegenpilze, die mit ihren leuchtend roten Hüten und den weißen Pusteln darauf auch dem sonst Unkundigen als einer unsrer schönsten aber auch giftigsten Pilze bekannt sind. Die Kamtschadalen verzehren ihn mit Wohlgefallen, während andererorts der von uns geschätzte Champignon in Italien verrufen ist. Die Giftigkeit oder Ungiftigkeit der verschiedenen Pilzarten und der Grad der Abhängigkeit dieser Eigenschaften vom Standorte und der Heimat des Gewächses bilden ein noch nicht aufgehelltes Kapitel der praktischen Botanik. Gefährlicher noch als der Fliegenpilz ist der ebenfalls auf feuchtem Waldboden jetzt nicht seltene Knollenblätter-Schwamm, der mit seinen unschuldig weißen Hüten und Stielen den Unkundigen nicht ahnen läßt, daß er der giftigste und heimtückischste von allen ist. Seine Ähnlichkeit mit dem Champignon verführt wohl die meisten der zum Glück immer selteneren Todesfälle an Pilzvergiftungen. Die giftige Wirkung seines Genusses macht sich gewöhnlich erst am andren Tage bemerkbar, wenn das Gift bereits das Blut zersetzt hat, und Hilfe zu spät kommt. Doch der Unhold ist leicht genug vom Champignon zu unterscheiden. Dieser hat einen massiven brüchigen Stiel, und die zarten Lamellen unter dem Hute sind in der Jugend rosa überlaufen, um mit zunehmender Reife des Pilzes allmählich dunkelchokoladenbraun zu werden. Der Stiel des giftigen Doppelgängers ist hohl und biegsam, nach unten knollig verdickt und wie die Lamellen stets weiß bis gelblich, niemals rot; außerdem riecht er, durchgebrochen, auffallend nach rohen Kartoffeln. Der echte Champignon wächst nicht eigentlich im Walde, sondern liebt gebüngte Felder und Wiesen, mit Erde bedeckte Kartoffelhaufen und dergleichen. Eine andre Gruppe ist die der Reizler, die man leicht an dem Milchsaft erkennt, den sie beim Durchbrechen ausfließen lassen. Die ephbare Art hat orangegelben Saft, während die Arten mit weißem Milchsaft teils giftig, teils verträglich sind. Also auch hier, wie beim Knollenblätterschwamm ist weiß nicht gerade die Farbe der Unschuld. Sonst zeichnen sich die Giftpilze oft durch lebhafteste Farben aus, wie außer dem schon genannten Fliegenpilz z. B. der Speiteufel mit ebenfalls schön rotem Hut, aber ohne weiße Flecke, und der aus morschen Baumstämmen büschelweise hervorbrechende sehr gemeine Schwefelkopf mit gelben Hüten, die den Appetit nicht reizen und daher kaum Schaden anrichten. Sehr bekannt sind die schön gelben ephbaren Eierchwämme oder Pifferlinge, die um Berlin einen recht häufigen giftigen Konkurrenten in dem „falschen“ Eierchwamm haben, den man an der rotgelben Farbe leicht ausscheiden kann.

Im allgemeinen ist die Zahl der Giftpilze recht gering und auf wenige Arten beschränkt, da eine ganze Reihe anderer giftiger Sorten teils wegen widerlichen Geruches, teils wegen ihrer trüben oder lebhaften warnenden Farben, teils wegen ihrer hebrigen Hüte von vornherein nicht in Betracht kommen und kaum jemals appetitreizend wirken können. Wer also ein Freund von Pilzen ist, der suche die wenigen ephbaren und giftigen kennen zu lernen und sammle selbst für seinen Magen. Die hohe Bedeutung als Nahrungsmittel, die man den Pilzen wegen ihres reichen Stickstoffgehaltes zuschreiben wollte, muß allerdings als übertrieben bezeichnet werden, denn dieser Stickstoff ist leider fast nur in unverdaulicher Form vorhanden, so daß die Pilze sich damit begnügen müssen, als Gemüse ihre Rolle zu spielen. —

Theater.

Trianon-Theater. „Viscotte“. Pariser Komödie in drei Akten von Pierre Wolff. Frei bearbeitet von Benno Jacobson. — Nach dem Interregnum der mit dem traditionellen Handwerkszeug Pariser Schwanfabrikation plump zusammengeimmerten „Rotbrüde“ ist das Trianon-Theater mit Pierre Wolffs „Viscotte“ wieder in erfrischendere Bahnen eingelenkt. Das Stück erinnert in dem pilantem Plauderton, in der Beweglichkeit und Ueberraschungskunst und in der leichten Art psychologischer Pointierung an Maurices Donnays „Liebeshaudel“, mit der im Vorjahre die neugeschaffene kleine Bühne ihre Aufführungen begann. Eigenartig in der Physiognomie der Komödie ist vor allem auch die Mischung von Spott und Wehmut. All die lustigen Scenen umranken die traurige Geschichte einer ernüchterten Liebe, die freilich auch nichts Besseres als solche Ernüchterung verdient. „Der Rahmen“ hatte der Autor sein Stück ursprünglich genannt. Dasselbe Bild wirkt anders, je nach der Umwelt, in welcher es die Augen sehen. Ein Mädchen oder Weib, das in der täglichen Umgebung des Lebens die schwärmende Liebe eines Mannes ertvedte, kann, abgetrennt von diesem Hintergrunde, ihren Zauber verlieren. Und ebenso kann Liebe, die sich fern vom Haus entspannt, sterben, wenn

sie ihr Idol dann in der Mitte jenes Kreises, in dem es aufgewachsen ist, in dem es lebt und atmet, wiederfindet. Schatten und viel Licht gehen von dem Rahmen aus.

Viscotte hat nichts verbergen wollen. Sie ist ganz dieselbe zersahrene, launenhafte, leichtsinnige Pariser Weltkame mit einem Stich ins Dirnenhafte in den geheimen Zusammenkünften mit Herrn Grancey, als die sie sich daheim im Cirkel ihrer Gäste zeigt. Aber die verklärende Phantasie des Liebhabers verträgt den Lichtwechsel nicht, sie versagt in dieser neuen Atmosphäre. Mit peinlicher Deutlichkeit drängt sich ihm die Wahrheit auf, sein Feingefühl und seine Eitelkeit rebellieren, und kraftlos klappt die langgehegte Illusion zusammen. Gut ist der Umschlag vorbereitet und motiviert, nur schade, daß der begoutierte Held ein bloßes Schema bleibt, ohne jede Spur selbständiger Individualisierung. Daß er Artikel für die „Revue des deux Mondes“ schreibt, ist noch das Interessanteste an ihm. Indes eine Menge launiger Einfälle und die lebendige Schilderung Viscottes helfen der Komödie über diesen toten Punkt hinweg. Es wird dafür gesorgt, daß man nicht lange zur Bestimmung kommt. Mit allen Listen weiblicher Verführung ringt die verliebte Dame dem widersprechenden Verehrer das Versprechen ab, sich zu den Festen ihres Mannes einzufinden. Sie will ihn dadurch fester an sich ketten, vor der lauderen Gesellschaft, die sich in den Prachtgemächern drängt, mit der Eroberung prunken, und es dünkt ihrer Verberftheit eine ganz besondere Erhöhung, den Betrug dicht vor des Ehemanns Augen fortzuspinnen. Mit amüsanter Satire ist das „moderne“ Treiben in dem Hause des Marquis gezeichnet. Eine dümmle Ahnung sagt Viscotte, daß der schlüpfrige und freche Ton der Herrschaften ihren Geliebten abstoßen muß. Aber alles, was sie in der Erregung und in dem brennenden Wunsche thut, die Luft, die sie sich öffnen fühlt, zu schließen, ist so durchtränkt vom Geiste dieses Hauses, daß es nur immer weiter ihn von ihr entfernen muß. Sie rührt sich ihrer List, sie provoziert ihren Mann, sie tanzt den Café-Wall mit den andren und trägt mit täuschender Kolottemniene unter allgemeinem Jubel den neuesten Gassenbauer, das Lieb der kleinen Vinette vor. Die Angst ihn zu verlieren, macht sie kopflos. Der letzte Akt spielt wie der erste bei de Grancey. Viscotte hat sich vom Valle fortgestohlen, um den Geliebten aufzusuchen. Er will die Wandlung, die sich in ihm vollzogen, als er die Gestalt in ihrem wahren Rahmen sah, verbergen. Aber an dem trocknen Klange seiner Worte spürt sie, was geschehen. Der Miß ist unheilbar und nun wandelt auch in ihr die brennende Leidenschaft sich in Kälte und Fremdheit um. Rasch lösen sich die geknüpften Bande. Da stürmt der eifersüchtige Marquis radeschnaubend in die Wohnung; Viscotte wird verborgen. Doch der scheinbare Ernst schlägt dann unmittelbar in die ausgelassenste Parodie um. Alexis Le Roy, ein Freund de Granceys, ein gutmütiger Gesell, der mitten in die Scene hereinfällt, tragiert nun seinerseits den betrogenen Ehemann mit solchem Erfolge, daß sich der Marquis beruhigt. Die kleine Frau Le Roy übernimmt die Rolle der von Grancey Verführten und wird von dem Marquis, der sich mit ritterlicher Schadenfreude des angeblich Betrogenen annimmt, aus dem Haus geleitet. Sobald sie den Beschützer los geworden, läuft sie feelenvergüht zu ihrem Spieghesellen von Gemahl zurück und lachend setzt sich das vergnügte Pärchen bei dem verwaisten de Grancey zu Tisch. Die Scenen wirkten außerordentlich komisch auf der Bühne und paßten sich dem Stil des Ganzen glücklich an.

Es wurde größtenteils recht flott gespielt. Helene Fehdmer war eine temperamentovolle Viscotte. Das Le Roy'sche Ehepaar fand in Herrn Junkermann und Marie Wendi sehr lustige Vertreter. Man lachte und applaudierte viel. — dt.

Kulturgeschichtliches.

k. Das Leben im alten Aegypten. Die Ausgrabungen der letzten Jahre, namentlich die Forschungen des britischen Aegyptologen Flinders Petrie, haben eine Fülle von Material zu Tage gefördert, das auch über das tägliche Leben der alten Aegyptier neue Aufschlüsse giebt. Bei den Ausgrabungen ganzer Städte hat sich, wie Professor Flinders Petrie hervorhebt, ein einheitliches System der Hausarchitektur gezeigt, das überall vorherrscht. Das Haus hat einen großen, offenen Raum nach Norden zu, um eine verhältnismäßig große Kühle zu erreichen; immer findet man ferner eine Reihe von Südzimmern, die für Frauen und Bedienung bestimmt sind, und auch eine mittlere Halle ist eine ständige Einrichtung. So sind besonders die Häuser der mittleren Klasse ungefähr um das Jahr 2500 v. Chr. regelmäßig gebaut. Wenn auch diese Anordnung nicht für nördliche Länder geeignet ist, — denn hier ist der Süden die bevorzugte Lage, und wir brauchen keine Kühle durch eine Säulenhalle zu schaffen, um die sich die Zimmer reihen — so ist diese Anordnung doch die ideale für Aegypten. Die modernen Häuser Aegyptens folgen alle dem europäischen Vorbild, meist dem italienischen, und sie sind daher für Aegypten so ungeeignet wie möglich. Unter den Gegenständen des täglichen Gebrauchs, die unter den Funden zahlreich sind, befinden sich Häden, um den Boden aufzuwählen, Drehbohrer und Drehbogen, um Feuer herzubringen, ganz in derselben Art wie sie viele wilde Völker zu diesem Zweck brauchen; bei manchen Exemplaren war der vertohlte Eindruck im Holz noch sichtbar. Merkwürdig ist ein halbzerfallenes Tongefäß, das ausgehöhlt und mit Öffnungen ver-

sehen ist; es ist vermutlich ein Storb für junge Hühner oder junge Enten. Auf diese Art wurden die jungen Tiere vor Schakalen und Ratten gesichert. Ferner fand Prof. Petrie eine große Menge von Kopfstützen für die Schlafenden; wenn die Aegyptier auf Matten geschlafen hätten, wären sie des Morgens stets in Schweiß gebadet und sehr beklommen erwacht; diese Stützen lassen eine freie Circulation der Luft um den Kopf zu. Die gefundenen Exemplare stammen aus dem Jahre 3500 v. Chr., vielleicht auch aus dem Jahre 4000. Interessant sind Necken und Sichel für den Ackerbau, von denen letztere die primitivste Form zeigte — die Sinnbuden eines Tieres. Wenn die natürlichen Zähne herausfielen, so wurden sie durch solche aus Feuerstein ersetzt. Selten sind Eisenbeinlöffel aus prähistorischer Zeit; man weiß nicht recht, womit die alten Aegyptier eigentlich gegessen haben; man kann einen Löffel voll Suppe ja auch leicht mit einem Brotstück zum Munde führen. Unter den Funden fallen weiter auf; eine hölzerne Flasche, die ganz aus einem Stück gemacht ist, das ausgehöhlt worden ist; ein Weberkamm mit Baumwollsträhnen und Paletten für Farben mit einigen Mohrpinseln. Perlen, Halsbänder, Ohrringe, Fingerringe und anderer persönlicher Schmud wurden in Menge gefunden; ebenso schöne Spiegel und glasierte Thonwaren. Es scheint, daß die Aegyptier nicht viel gekocht haben, jedenfalls hat man wenig für diesen Zweck brauchbare Utensilien gefunden. Schöne kleine Kästchen mit Malereien darauf zeigten, daß die Aegyptier nur eine begrenzte Zahl von Farben kannten; sie zogen keine schwarze oder weiße Linien zwischen den Farben, um ein Verwischen zu verhüten. Die Farben wurden nicht viel gemischt. Indessen muß das Braun, das als Fleischfarbe benutzt wurde, eine Mischfarbe gewesen sein. Doch kannten sie die Valeurs der Farben; zarte graue Hintergründe bezeugen ihren Geschmad. Eins der Kästchen stellte ein Erntefest dar. Auch viele Spielzeuge sind gefunden worden, darunter Kreisel, die den jetzt gebrauchten sehr ähnlich sind. Auch lomonische kleine Lehmfiguren von Tieren und Puppen mit Haaren, die durch kleine Lehmstücke zusammengehalten wurden, wie es noch jetzt bei einigen Eingeborenen Brauch ist, wurden gefunden, ebenso Sarkophage und Mumien im Kleinen als Spielzeug. Von einigen Gegenständen vermutete man, daß sie Schachfiguren sein sollten; doch weiß man nicht, welcher Art das Spiel war und wozu sie benutzt wurden. Ein altägyptischer hölzerner Stuhl ist dadurch bemerkenswert, daß er in der Zeichnung ganz modern erscheint. —

Humoristisches.

— Ein Schlaumeier. Mama: „Frischen, wohin willst Du denn mit dem Beder?“

Frischen: „Zu Papa! Sein Bein ist eingeschlafen!“ —

— Neue Ordnung. Professor: „Mein Hut ist wieder nicht da! Es wäre doch wünschenswert, daß derselbe seinen bestimten Platz hätte!“

Dienstmädchen (suchend): „Da ist er! Er war beim Reine-machen in einen Eimer Wasser gefallen!“

Professor: „Thut nichts, wenn ich nur sicher bin, daß ich ihn von nun an dort immer finde!“ —

— Tempora mutantur! Bräutigam (zu seiner Braut, die über einen Stein stolpert): „Ach, mein Engel, hast Du Dir auch nicht weh gethan?“

Bräutigam (vier Wochen nach der Verheiratung, als seine Frau wieder einmal stolpert): „Donnerwetter noch eine! Kamst Du scheel Dos nit acht geive, wohin Du mit Deine scheppe Knoche trittst?“ — (Lustige Blätter“).

Notizen.

— Strindbergs fünftätiges Drama „Gustav Adolf“ geht Mitte November erstmalig im Berliner Theater in Scene. —

— Cyrill Kiflers Oper „Röslein im Hag“ hatte bei der Erstaufführung im Eiberfelder Stadt-Theater Erfolg. —

— Die Malerin Julie Wolfthorn eröffnet in ihrem Atelier (Kurfürstenstr. 50) eine Malkule. —

— Der letzte Bericht der nach Martinique entsandten wissenschaftlichen Expedition stellt einen neuen vulkanischen Ausbruch des Mont Pelé in Aussicht. Der Bericht empfiehlt, den ganzen nördlichen Teil der Insel zu räumen. —

— Um den Einfluß des Tropenklimas auf die geistige Leistungsfähigkeit der in den Tropen wohnenden Europäer festzustellen, hat G. Grijus Experimente an Europäern, die schon lange in den Tropen lebten, an solchen, die eben erst ankamen, und an Eingeborenen angestellt. Die sehr genau gewonnenen Ergebnisse zeigten nach der „Zeitschr. f. Psychol. und Physiologie der Sinnesorgane“, daß die schon längere Zeit in den Tropen wohnenden Europäer eine beträchtlich längere Reaktionszeit aufwiesen als die eben erst angekommenen, daß die Eingeborenen aber viel kürzere Zeiten hatten als die Europäer. In demselben Maße, wie die Reaktionszeiten zunahm, schwächte sich die Aufmerksamkeit ab, so daß man behaupten kann, daß im Tropenklima allmählich eine Verzögerung der psychischen Vorgänge ein-trete. —